

sich finden, sind da zusammengetan zu heilkräftigen Mixturen. Selbst das intellektuelle Leiden, das Leiden des Verstandes im Angesicht des Leidensproblems, findet hier auf mancher Seite seine lindernde Kur, indem dieses dunkelste und schwerfälligste aller Probleme durchdrungen wird mit Geist, geabelt durch eine geistvolle Auffassung und verschönert durch eine ästhetische Verklärung.

Der hochwürdigste Herr Verfasser wollte seinem Buch „Mehr Freude“ „einen Gefährten und Gehilfen“ geben in diesem Buch vom Leide. Und es ist in der Tat der rechte Gefährte geworden; denn auch die „Leidenschule“ ist ein Freudenbringer. Gleich dem milden Tröster auf dem Emmauswege und „in seinem Namen richtet an die Leidenden unserer Tage dieses Büchlein die Frage: „Und ihr seid traurig?“ Es möchte nichts, als sie alle an ihn weisen und zur Annahme eines Trostes bewegen.“

P. Rippert S. J.

Philosophie.

Einleitung in die Philosophie. Von Wilhelm Windelband.
gr. 8° (XII u. 442) Tübingen 1914, Mohr. M 7.50

Wilhelm Windelband ist in der heutigen wertphilosophischen Bewegung einer der anerkannten Führer. Die neue „Einleitung in die Philosophie“, die er zu dem von Fritz Medicus unternommenen „Grundriß der philosophischen Wissenschaften“ beisteuert, beabsichtigt zwar in erster Linie, in die Philosophie überhaupt einzuführen; erst in zweiter Linie soll die eigene Stellungnahme des Verfassers erkennbar werden. Aber Windelband ist mit seiner ganzen Philosophie so persönlich verwachsen, daß das zweite weit stärker, als er gewollt haben mag, hervortreten mußte. Insbesondere gilt dies, wie zu erwarten war, eben von der Wertphilosophie; sie gibt dem Buche die eigene Note, die von Anfang bis zu Ende immer herrschender herausklingt.

Wert ist nach Windelband das, was ein Bedürfnis befriedigt oder ein Lustgefühl hervorruft. Weber das Gefühl allein noch der Wille allein sei Träger der Wertung. Aber nie komme unabhängig von ihnen einem Gegenstande Werthaftigkeit, Wert oder Mißwert zu; hebe man die Beziehung auf ein wertendes Bewußtsein auf, so gebe es keine Werte mehr. Jedoch sei hierbei nicht an das individuelle Werten allein zu denken, sondern auch an das normative Allgemeinbewußtsein: in seiner empirischen Gestaltung das Gesamtbewußtsein irgend eines historischen Gebildes der menschlichen Geschichte, in seiner idealen Form die Kultureinheit der gesamten Gattung, in seiner metaphysischen Bedeutung eine über alle Erfahrung hinausreichende Vernunftgemeinschaft geistiger Urwirklichkeit.

Zur Wertlehre oder Axiologie im engeren Sinne stellt Windelband, wie die obige Definition nahelegt, zunächst die Ethik, die dem Wollen, und die Ästhetik, die dem Fühlen entspreche. Zwar führt er oft neben dem Guten und Schönen auch das Wahre oder Logische, das dem Vorstellen entspreche, als Wert auf, offenbar insofern es wahre Erkenntnis im Erkennenden besagt; doch scheidet er sonst das theoretische Urteilen, wohl in Bezug auf den Gegenstand genommen, von dem praktischen Beurteilen und weist das erste dem Wissen, nur das zweite

dem Werten zu: wertfreie Seinslehre und werthafte Lebenslehre machen zusammen die Philosophie aus. Dagegen wird in der Axiologie noch das Religiöse oder „Heilige“ behandelt, nicht als ob es neben dem Wahren, Guten, Schönen eine besondere Klasse allgemeingültiger Werte bedeutete; es sei vielmehr die Beziehung jener drei Werte auf eine übersinnliche, d. h. übererfahrbare Ordnung, der drei Werte „metaphysische Färbung“.

Die Behandlung des „Heiligen“ ist der Lehrpunkt, wo sich der Wert der vorgetragenen Wertphilosophie entscheiden muß; alle andern Bedenken wegen Begriffsbestimmungen, Einteilungen, Darstellung mancher Einzelheiten können zurüdtreten.

Wo liegt der Rechtsgrund, zu einer überweltlichen, überempirischen Wirklichkeit aufzusteigen? In dem allgemeingültigen Wesen des Wertens. Es gibt Wert in sich, auch abgesehen von aller empirischen Wertung, und umgekehrt ist alle empirische Wertung, auch die durch die Gesamtheit vollzogene, mit nichts das Feste und Absolute, das allein unbedingtes Wertprinzip, letzter Maßstab alles Wertens sein kann.

„Wenn es unumgänglich erforderlich ist, von der Relativität in den individuellen Wertungen und in den Sitten der Völker zum Ergreifen absoluter Werte aufzusteigen, so scheint es nötig zu sein, über die historischen Formen des menschlichen Gesamtbewußtseins hinaus ein Normalbewußtsein zu denken, für welches diese Werte eben die Werte sind. Darin steckt ganz dieselbe Nötigung, der wir in der Erkenntnistheorie begegneten. Da es Gegenstände nur für ein vorstellendes und erkennendes Bewußtsein gibt, so wies der Gegenstand, der die Norm der Wahrheit bilden sollte, auf ein ‚Bewußtsein überhaupt‘ als auf dasjenige hin, für das er Gegenstand sein sollte. Genau wie beim Ding-an-sich steht es bei dem Wert-an-sich. Wir müssen ihn suchen, um aus der Relativität des tatsächlichen Wertens herauszukommen, und da es Wert nur in Beziehung auf ein wertendes Bewußtsein gibt, so deutet auch der Wert-an-sich auf dasselbe Normalbewußtsein hin, das der Erkenntnistheorie als Korrelat zu dem Gegenstand-an-sich vorschwebt“ (S. 254).

Durch tiefgreifende Verschiedenheiten hindurch werden hier altvertraute Gedankengänge fühlbar: die der ideologischen Gottesbegründung. Es gibt trotz der Zeitlichkeit, Zufälligkeit, Vergänglichkeit aller Dinge Ewiges, Notwendiges, Unbeherrschendes: nur Gottes Dasein erklärt es leztlich. „So hat Augustin davon gesprochen, daß die Unterscheidung von wahr und falsch, die unser Urteilen ermöglicht, eine Realität der höchsten Wahrheit als der Prinzipien dieser Beurteilung voraussetzt“ (S. 391).

Was ist dieses Überweltliche, der Wert aller Werte? Augustinus und seine Nachfolger lehrten den persönlichen, unendlich vollkommenen Gott. Windelband drückt sich nicht sehr bestimmt aus. Wir hören nach Feststellung jener übergreifenden Vernunftordnung nur: „Sobald man nun diese Ordnungen als Inhalte eines realen höheren Bewußtseins in Analogie zu dem in uns erlebten Verhältnis des Bewußtseins zu seinen Gegenständen und Werten denken will, müssen sie als die Inhaltsbestimmungen einer absoluten Vernunft, d. h. Gottes

vorge stellt werden" (S. 254 f). Gott wäre das überempirische Normalbewußtsein, das Prinzip einer Totalität der übersinnlichen Welt, der übererfahrungsmäßige Lebenszusammenhang der Persönlichkeiten. Von unserem Verhältnis zu ihm erfahren wir auch nur, daß wir mit der wertbestimmten Überwelt einen Zusammenhang haben.

Welche Gewißheit besteht für das Dasein des überweltlichen Normalbewußtseins? Windelband behauptet: keine theoretische. Als Neukantianer kritisiert er die Gottesbeweise in der seit Kant üblich gewordenen Art. Es erübrigt sich, das zu dieser „Zermalmung der Gottesbeweise“ so oft wiederholte noch einmal zu sagen, oder gar die Meinung zu widerlegen, daß zum frommen Grundgefühl die Unbestimmtheit seines Gegenstandes durchaus gehöre, somit Unbeweisbarkeit einen unerseßlichen Vorteil für die Religion darstelle! Was Windelband festhalten möchte, ist das „Postulat“, glücklicherweise wenigstens nicht in der Form des „Als-ob“ — wir haben nicht bloß so zu denken, „als ob“ das Überweltliche wäre — sondern als etwas real Begründetes und unabweislich im Wesen des Wertens Enthaltene. „Das reine und wahre Sein ist das, was sein sollte, sei es nach Forderungen des Wertbewußtseins, sei es nach Postulaten des begrifflichen Denkens — was sein sollte, aber in der empirischen Wirklichkeit nicht ist und deshalb hinter ihr als die metaphysische Wirklichkeit gedacht wird und gedacht werden muß“ (S. 38). Der Mensch, und vor allem der Philosoph, leidet unter der Wertdualität, dem Antinomismus alles Lebens, unter dem Riß zwischen Wert und Wirklichkeit, zwischen Sollen und Sein, Sollen und Müssen, unter der Unerfülltheit, die unser ganzes Wertleben beherrscht, und er kann es nicht lassen, nach einer Welt auszuschaun, wo die obersten Wertbestimmungen des Geistes Wirklichkeit sind. Aber vor der theoretischen Vernunft zerrinnt alles und wir bleiben im Stadium des „Problematizismus“. So endet auch diese Wertphilosophie mit der unerträglichen Kantschen Zerreißung des Menschen. Schade um die schönen Ansätze zu Erfreulicherem.

Otto Zimmermann S. J.

Il metodo degli equivalenti. Par Ag. Gemelli. Contributo allo studio dei processi di confronto. gr. 8° (344) Firenze 1914, Libreria Editrice Fiorentina. L. 10.—

Vorliegende Arbeit behandelt dem Anschein nach eine kleine Spezialfrage der experimentellen Psychologie. Schon lange war bekannt, daß eine auf der Haut aufgelegte Berührungstrecke je nach Umständen verschieden groß erscheint, größer auf einem Hautgebiet mit feinerer Raumempfindlichkeit, wie der Hand, als etwa auf dem Arm. Man sah darin ein Mittel, die verschiedene Raumempfindlichkeit der Hautregionen unmittelbar zu vergleichen. Aber genauere Nachprüfung stellte fest, daß das Verhältnis der als gleich beurteilten Berührungstrecken (das Äquivalenzverhältnis) nicht konstant bleibt. Je länger man vielmehr die Strecken wählt, um so mehr entspricht der Gleichheitsindruck der Wirklichkeit, das Äquivalenzverhältnis nähert sich dann der Einheit. Deshalb gab man die Äquivalenzmethode auf. Gemelli will nun zeigen, daß diese Handlungsweise voreilig war und die Methode noch großen Nutzen gewähren kann. Wenn man auch nicht einen bestimmten Wert für das Verhältnis der Raumempfindlichkeit feststellen kann,